Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 10 (1928)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tit. Landesbibliothek
Bern

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das **Ausland** wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzelnummern kosten 20 Rp. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Erscheint jeden Freitag
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseriionspreis: Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareillezeile 30 Rp., Ausland 40 Rp. Reklamen Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.- per Zeile. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß: Mittwoch Abend

Administration und Inseraten-Annahme: Orag A.-G., Zürich, Sihlstraße 43, Telephon S. 65.49, Postcheck-Konto VIII 3001 / **Druck** und **Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Tel. 60

Nr. 4 — **Zürich, 27. Januar 1928** — **X. Jahrgang**

Wochenchronik.

Schweiz.

Am 21. Januar wurde in Paris ein provisorisches französisch-schweizerisches Handelsabkommen unterzeichnet. Bundespräsident Schultheß und der schweizerische Unterhändler Direktor Stucki machten der bundesstädtischen Presse nähere Mitteilungen über Verlauf und Ergebnis der Verhandlungen. Der Vertrag muß als ungünstig für unser Land bezeichnet werden. Wollte man jedoch den Zolltrieg vermeiden, so blieb nichts anderes übrig, als ihn anzunehmen. Er verhindert eine wesentliche Verschlechterung des bestehenden Zustandes. Die Veröffentlichung erfolgt in allernächster Zeit.

Die seit Wochen angekündigte Ordensinitiative ist nun von dem dafür gegründeten Aktionskomitee bekanntgegeben worden; sie verlangt, daß der Artikel 12 der Bundesverfassung folgenden Wortlaut erhalte:

„Von Regierungen auswärtiger Staaten Pensionen oder Gehälter, Titel, Geschenke oder Orden und Ehrenzeichen anzunehmen, ist allen Schweizern untersagt. Die Uebertretung des Verbotes zieht den Verlust der politischen Rechte nach sich.

Der Bundesrat kann Schweizer mit ständigem Wohnsitz im Ausland von dem Verbote auf ihr Gesuch ausnehmen.

Nicht unter das Verbot der Annahme von Pensionen und Gehältern fallen die Gegenleistungen auswärtiger Staaten aus Dienst- und Anstellungsverträgen.

Uebergangsbestimmung: Das Verbot des Art. 12 ist nicht rückwirkend. Sind jedoch Mitglieder der Bundesbehörden oder Bundesbeamte bereits im Besitz von Pensionen, Titeln oder Orden, so haben sie für ihre Amtsdauer den Verzicht auf den Genuß der Pensionen und das Tragen der Titel und Orden zu erklären. Auch dürfen im schweizerischen Heere weder Orden und fremdländische Ehrenzeichen getragen, noch von auswärtigen Regierungen verliehene Titel geltend gemacht werden."

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß sich die für das Volksbegehren erforderlichen 50 000 Unterschriften finden werden. Die Sammlung besorgt ein Ausschuß in Zürich.

Aus dem Kanton Uri kommt die Kunde, daß die Initiative für die Abschaffung der Landsgemeinde lebhaft unterzeichnet wird. Die nächste Landsgemeinde in Schattdorf wird sich somit mit ihrem eigenen Schicksal zu befassen haben. Vom Standpunkt des Heimatschutzes aus mag man das Verschwinden der alten Institutiton bedauern, allein für die innere Entwicklung des Kantons bedeutet es einen Fortschritt, denn nur geheime Volksabstimmung bietet Gewähr für den Ausdruck der wirklichen Volksmeinung. Eine zweite urnerische Initiative gilt der Erstellung einer Fahrstraße von Wassen durch das Maiental, ein richtiger Verkehrsweg erweist sich als eines der Mittel, um das ärmste aller Urnertäler vor dem völligen Ruin zu retten. Der Bau soll aus dem verdoppelten Bundesbeitrag für die Alpenstraßen bestritten werden.

Ausland.

Auf Vorschlag von Ministerpräsident Poincaré hat der französische Ministerrat beschlossen, den Gemeinderat von Hagenau im Elsaß abzusetzen, da er in seiner Mehrheit autonomistisch gesinnt ist. Es dürfte dieses Vorgehen kaum dazu beitragen, die französische Herrschaft im Elsaß zu befestigen.

Die Entdeckung des Waffenschmuggels aus Italien nach Ungarn — Szent-Gotharb-Affaire — führte im österreichischen Parlament zu schweren Anklagen gegen Italien und Ungarn. Das Verhalten dieser Länder wurde als größte Gefahr für den Weltfrieden bezeichnet. Was sich zwischen ihnen abspielt, sei eine Verschwörung gegen Jugoslavien. Höchst beunruhigend wirkt zudem Italiens verschärftes Vorgehen gegen die Deutschen in Südtirol. Kein Mittel wird gescheut, um deutsches Volkstum und deutsche Sprache mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die Vermutung drängt sich auf, daß Italien seine Absichten auf Nordtirol zu verwirklichen gedenkt.

Aufsehen erregt eine Rede von Vizeadmiral Plunkett, des Kommandanten des Arsenals von Newport. Er erklärte sich für die Durchführung eines neuen Flottenbauprogramms mit der Begründung, daß ein Krieg — gemeint ist ein Krieg zwischen Amerika und Großbritannien — absolut unvermeidlich sei, ja, daß ein solcher näher stehe als je. Die englische Presse kritisiert diese Rede heftig und bezeichnet die Admiralspolitik als einen Wahnsinn. 97 Prozent vernünftiger Menschen lehnen sich dagegen auf.

In Amerika fühlt man sich enttäuscht, daß der öffentliche französisch-amerikanische Notenwechsel über einen Antikriegspakt auf einem toten Punkt angelangt ist. Im Weißen Haus versicht man die Meinung, daß ein Erfolg eher zu erreichen wäre, wenn man zu den alten Methoden geheimer diplomatischer Verhandlungen zwischen den Botschaftern zurückkehrte. — Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten bringt man es fertig, Kriegsdrohungen und Friedenspakte aus dem gleichen Aermel zu schütteln. J. M.

20 Jahre Soziale Frauenschule Zürich.

(1908—1928).

Wenn aus kleinem Keime langsames und stetes Wachstum das im Keim schon gelegene Gebilde schafft, wenn das so Gewordene, sich stets wandelnd, das Gesetz seiner Form erfüllt, lebt und schließlich selbst wieder Leben spendet, sei es nun Blume, Baum oder Mensch, — dann sprechen wir von organischem Wachstum.

In diesem Sinne darf wohl auch vom Wachstum und Werdegang der Sozialen Frauenschule Zürich gesprochen werden. Im Januar 1908 war es, daß Maria Fierz, zusammen mit Mentona Moser einen ersten „Kurs zur Einführung in Kinderfürsorge" ins Leben rief. Noch war das Wort „Fürsorgerin" als Bezeichnung einer Berufsausübenden kaum bekannt; noch war die Anschauung, daß jedes gesunde, begabte Mädchen, sei es auch die Tochter vermöglicher Eltern, sich für eine Berufsarbeit vorbereiten solle, nicht Allgemeingut geworden. Aber die Gründerinnen wußten von den wertvollen brachliegenden und dadurch unerkannten Kräften, von der Not so vieler junger Mädchen, die einen tieferen Sinn des Daseins suchten und Zielsetzung für ihre Tage. Sie wußten auch um die andere Not, um die Bürde der überlasteten Mutter, um die Einsamkeit der alten Alleinstehenden, um das Verlangen nach Hilfe, das alle Schwachen und Verkürzten mit Recht an die Bevorzugteren stellen. Sie wußten aber auch, daß Helferinnen nicht mit gutem Willen allein an ihre Aufgaben treten dürfen. Wohl galt es, die Kräfte zu wecken und zu sammeln, es galt aber auch, sie zu bilden und zu stärken.

So erfüllten die 5 Kurse, die in den Jahren 1908—13 Mädchen aus allen Teilen der deutschsprachigen Schweiz sammelten und in sechsmonatlicher Dauer zur Fürsorgearbeit unter Kindern vorbereiteten, eine wichtige, der Zeit angepaßte Aufgabe. Theoretische Vorbereitung zum Beginn, dann praktisches Einarbeiten durch Lehrzeit in Fürsorgeinstitutionen und Kinderheimen, etc., zum Beschluß Vertiefung der gewonnenen Einsichten durch theoretische Weiterarbeit.

Dieser Rhythmus — Theorie und Praxis abwechselnd, sich gegenseitig durchdringend — wurde auch beibehalten, als die Kurse von 1914 an, nunmehr auch Fürsorge für Erwachsene in den Lehrgang einbeziehend, sich erweiterten und schließlich die Dauer von 14 Monaten erreichten.

Die Nachfrage nach durchgebildeten Arbeitskräften für fürsorgerische Aufgaben nahmen zu, es wuchs die Zahl der Schülerinnen, es wuchs aber auch die Notwendigkeit, den Lehrplan auszubauen, die Kursdauer zu verlängern. Die Kriegsjahre, in denen vermehrte Fürsorge nötig wurde, brachten neue Aufgaben, der Staat begann weitgehende fürsorgerische Aufgaben als seine Verpflichtung anzuerkennen. Dem so vergrößerten Arbeitskreis mußte die Vorbereitung der Schülerinnen entsprechen. Denn die Kurse, zuerst Weckruf für Einzelne, waren nun Berufsschulung für Viele geworden.

So war die Umwandlung zur „Sozialen Frauenschule Zürich" im Jahre 1921 natürliche Folge. Marta v. Meyenburg, schon 1910 an Stelle von Mentona Moser getreten, übernahm das Amt der Schulleiterin. Ihr zur Seite, als Vizepräsidentin des Vorstandes der Schule, gab Maria Fierz weiterhin den reichen Schatz ihrer Erfahrung an die Aufgabe. Es wurde der Lehrgang mit 2 Jahren Dauer eingeführt. Die Teilung in Unter- und Oberstufe ermöglichte eine Trennnug der Schülerinnen nach Alter, Vorbildung und Lehrziel. Bis zum heutigen Tage hat sich diese Form bewährt. Die Unterstufe nimmt Mädchen nach vollendetem 19. Altersjahr auf, bildet sie im Jahreskurs für Kinderfürsorge aus und gibt ihnen einen Ausweis über die absolvierte Lehrzeit. Den zweijährigen vollständigen Kursus können nur Solche besuchen, die mindestens 21 Jahre alt sind, gute Schulbildung und tüchtige hauswirtschaftliche Kenntnisse besitzen. Nur in vereinzelten Fällen wird der Besuch der Oberstufe allein (1¼ Jahr) gestattet. Es muß dazu der Ausweis über gute Kenntnisse in Hauswirtschaft, Krankenpflege, Pädagogik, Psychologie, Maschinenschreiben gebracht werden.

In der Unterstufe sind die drei ersten und die drei letzten Monate des Schuljahres theoretischem Unterricht gewidmet, dazwischen liegen zwei mehrmonatliche praktische Lehrzeiten (Kinderkrippe, Kindergarten, Kinderheim etc.). In der Oberstufe sind ebenfalls die ersten drei und dann die letzten 4 bis 5 Monate dem theoretischen Unterricht reserviert: Pädagogik, Volkswirtschaft, Sozialhygiene, religiöse Fragen, Arbeiterfrage, Armenpflege, Frauenfrage etc., um nur einiges anzudeuten. Dazwischen liegen zwei mehrmonatliche Lehrzeiten auf praktischem Gebiet, wie z. B. Amtsvormundschaft, Tuberkulosen- oder Trinkerfürsorgestelle, Jugendanwaltschaft etc. — Singen, Turnen, das Erlernen von Jugendspielen (für die später in der Jugendpflege Tätigen) bringt wohltuenden Ausgleich in den so viel Ernst verlangenden Lehrgang.

Nach erfolgreicher Lehrzeit wird den Absolventinnen der Oberstufe ein von der kantonalen Erziehungsdirektion mitunterzeichnetes Diplom ausgehändigt, das ihre Befähigung zur Berufsarbeit auf dem Gebiet sozialer Fürsorge ausspricht.

Bund, Kanton und Stadt haben die Leistungen der Schule anerkannt und machen es durch ihre Subventionen möglich, daß das Schulgeld niedrig gehalten werden kann. In besonderen Fällen kann es durch Stipendien noch ermäßigt werden.

280 Schülerinnen, die Jetzigen eingerechnet, sind durch die Schule gegangen. Die meisten von ihnen, wohl fast alle, die nicht durch Verheiratung einen andern Pflichtenkreis betraten, stehen beruflich in sozialer Arbeit. Sie sind als Leitende oder als Gehilfinnen auf den verschiedensten Gebieten der Kinderfürsorge und der Fürsorge für Erwachsene tätig, teils in Heimen und Anstalten, teils in Sekretariaten und Fürsorgeämtern, als Gemeindehelferinnen, Fabrikfürsorgerinnen usw.

Tüchtige Kräfte finden nach wie vor ihren Wirkungskreis und, da die Anforderungen auf diesem Gebiete so mannigfaltig, so kann auch verschiedenartige Veranlagung ihre Verwendung finden. Es mag die stille, nach innen gerichtete Natur ihren Platz ausfüllen neben der lebhaften, organisatorisch Begabten. Wichtig ist vor allem, was auch die Schule immer wieder betont, der Wille zur Verantwortung im Leben und davon her die Bereitschaft zum Leisten.

Feuilleton.

Die kleine Heilige.

Von Anna Schultze.

(Schluß.)

Catherine fühlte seit einiger Zeit, wie unter den vielen kleinen und großen Kränkungen, die herbe Art der Sevellec in ihr zu erwachen begann und das Bild ihrer selbstvergessenen Mutter verblassen wollte. „Bin ich es allein, an der der Vater sich stößt und weshalb?"

* * *

Durch Gluten geht Catherine und niemand ist da, ihr zu helfen.

* * *

Im Spätherbst, wiederum zu vorgeschrittener Stunde und im Steinflur, der so kalt und verlassen aussieht als je, ruft Tuduual Sevellec seine Tochter beiseits: „du weißt, Catherine, daß das Gehöfte jeweils dem Jüngsten des Geschlechtes zufällt. Da kein Erbe da ist, trifft es dich, Herrin des Sitzes zu werden — und Corentin Kermelle, der um beides anhält, die Hand zu reichen." Erblassend weicht Catherine zurück: solch Ansinnen kann ja nur völlige Abhängigkeit von Gesetz und kalter Vernunft bedeuten! Trotz des herrischen Tones steht sie, wie eine Unsicherheit durch den Sprechenden fährt und seine Stimme benommen klingt — und leid tut ihr der Vater. Nach kurzem Besinnen hat sich Catherine noch einmal den alten Freimut errungen und schaut ihm klar und ruhig ins Auge: „Ich werde Catherine Sevellec bleiben, Vater, so lange Gott mir das Leben erhält. Vielleicht wird Eure Aelteste Euern Wunsch erfüllen und Euch in Corentin Kermelle den Nachfolger schenken, da ihr des eigenen Sohnes auf dem Hofe so bitter entbehrt. Ich vermag dies niemals zu tun. Schenkt mir Erhörung, Vater und laßt mich frei! Ihr wißt selbst, wie wenigen es vergönnt ist, den Verlassenen zu dienen, weil das weite Land uns so viel und harte Arbeit auflegt." — Jetzt ist es Tuduual Sevellec, der mit der Antwort zaudert. Die Ruhe und Furchtlosigkeit seiner Tochter benimmt ihm die Fassung. Er strafft sich, Mißgunst und gekränkter Stolz wollen sich mit ihr messen und — Catherine muß sich vor ihrem Vater verbergen!

In dieser Verborgenheit aber vermag sie das Licht ihrer Güte nicht mehr weiter zu tragen. Bald flackert es trübe, bald droht eine tötliche Angst um ihr Innerstes, Bestes, es zu ersticken. Ob auch die Großmutter von alles überwindender Geduld zu ihr spricht, die ihr den Tag der Befreiung sicher zuführen müßte — nicht lange, so spürt Catherine mit Entsetzen, wie das Feuer der Sevellec in ihr verheerend um sich greift.

Unbekümmert ziehen die Sterne ihre mitternächtige Bahn. Eine Fliehende, achtet Catherine ihrer nicht wie zu früheren Zeiten. Mit großer Mühe und mit verwirrten Gedanken tastet sie sich durch das Ginstergestrüpp zum Strande hinunter. „Ob wohl die kleine Schafhirtin meine geheime Bitte um Hilfe Mutter Kermadac zugebracht hat? Ob Jean-Marie sie am Ufer erwartet?" Noch steht sie ihre jüngste Schwester vor sich stehen, wie sie zum Abschied das eigene wollene Tuch ihr liebreich umbindet und hastig der Mutter Kleinod darüber hinlegt. Und sie hört sie noch flüstern: „Vergiß nicht, kleine Catherine, den Stein immer sichtbar zu tragen, so bringt er dir Glück und verscheucht alles Böse!"

„Nun aber weiter", ermuntert sich die Erregte, sollten sich Gewand und Gedanken in letzter Stunde in diesem Gesträuch verfangen?" Rasch windet sie sich durch die letzten Büsche und sieht sich plötzlich unten am Wasser, wo der Junge schon wartet und zur Eile mahnt. „Bedenke, kleine Catherine, wenn ich zum Morgengrauen nicht wieder zurück bin und der Kahn an der Kette liegt, so ertappt mich der Fischer und wird mich verzeigen. Mutter grüßt dich und du seiest erwartet im Siechenhause zu Brest. Und damit setzt Jean-Marie die Ruder ins Wasser, holt kräftig aus und bringt die Reisende durch die Bucht, da noch Flut ist und in raschem Laufe ins Fischerdorf. Und am frühen Morgen findet die Wagemutige im Schiff, das jede Woche einmal zur Stadt fährt, unter Fischern und Krämern Erlaubnis zur Mitfahrt.

* * *

Catherine muß ihre Dienste zu Brest im Gewand der Büßerin tun, denn Tuduual Sevellec hat seine Tochter mit bitterer Strafe belegt. Er zählt sie, die doch im Grunde sein Stolz war, zu den Geächteten und hat ihr sein Gehöfte auf immer verboten. So ist ihr Tagewerk von Anbeginn hart und mühvoll geworden und niederzwingen muß sie eine zunehmende Unsicherheit. Da sucht sie ihre Zuflucht in der Fürsorge um ihre Kranken und Alten, ob sie an ihnen ihre Verwegenheit sühnen dürfte? „Kleine Catherine, ich muß deiner leidenschaftlichen Hingabe wehren", mahnt die verständige Oberin und die Angeredete weiß, daß sie recht hat. Im ärmlichen Turmstübchen sucht die Ruhelose Minuten der Stille. Werden sie aber zu Stunden, dann muß sie sich flüchten. „Flüchten, Catherine? vor deiner eigenen Lauterkeit, die dir sagt: daß du aus innerer Schwachheit und eigenwilligem Wesen verstützt des Vaters Haus verließest, eine dir vorbehaltene Stunde vorwegnahmst und dein reines Wollen durchbrachst? Deshalb dir der leuchtende Stein am Kettlein schon selbigen Tages verloren ging und du es fortan ohne das Kleinod tragen mußt". Freilich, vor ihren Anklagen will sich Catherine in ihr Gelübde flüchten, in das ersehnte Vollbringen. „Und nun steht auch dieses wider mich auf und will mich verzehren — das mich doch schützen müßte vor der Sehnsucht, die mich bedrängt! Vom hochgehenden Ozean her — vom Ufersaum, der hinterm Meerarm liegt und mich ins Land hineinsehen läßt, in das gelbe Licht, aus dem der Ginsterstrauch blüht und seine dornige Armut weithin verklärt. Und steigen die Mittsommertage auf — dann brennt sie noch mehr: wie das Heidekraut, das seinen glutroten Schein ins Meer hinauswirft, um die Ausfahrenden und um die Heimkehrenden wirbt — nur um dich nicht, Catherine!"

Endlich gehen die Jahre in ruhigem Wandel an ihren Fenstern vorüber. Wenn auch jedweden Spätsommer die Mündmühlen ausholen, vom einzigen Reichtum des Landes erzählen und ihr von fernher Hoffnung zuwinken — es wird noch lange so bleiben müssen. Tuduual Sevellec liegt darnieder, aber der Stolz des Getroffenen läßt es noch immer nicht zu, daß seine Tochter ihm helfe.

Wie aber Catherine in diesen langen und bangen Zeiten in einer großen Demut umher ging, da geschah ihr ein Wunderbares: ihr Herz schien sich zu weiten, und der Schmerz um ein völliges Ausgesöhntsein sank in seine Tiefe. Sie wußte, daß er dort ruhen müßte, bis ein Anderer — der Größte und Stärkste — ihn heben und wandeln würde. Darüber hin zog es allmählig in leisem Strömen und Singen: das war das Aufnehmen und Ausgeben ihrer Liebe und Kraft. Und in diesem Gesang und Schimmer erschien Catherine ihren Hilfsloen und Armen, ohne daß sie es wußte, als eine Gottesmagd und sie nannten sie ihre kleine Heilige.

Aus dem großen Kreis der „Ehemaligen“ — eine dankbare „Ehemalige“ schreibt diese Zeilen — geht der Wunsch an die jetzigen und an alle kommenden Schülerinnen, daß ihnen die Schule ein frohes, schönes und bedeutendes Präludium, die Berufsarbeit späterhin eine volltönende Lebenssymphonie bedeute, in der alle Akkorde, die hellen wie dunkeln, sich harmonisch zum Ganzen finden mögen. —

Emmi Bloch.

Zürich — Stambul.

Eine sommerliche Orientfahrt.

Von Helene Stucki.

Sie fing am ersten Tage der Sommerferien mit dem Besuch der kantonalen Schulausstellung in Zürich an. Mit erfreulichen Eindrücken von schweizerischer Tüchtigkeit, von Ordnungssinn und wackerem schulmeisterlichem Vorwärtsstreben beladen, bestiegen wir den Wiener-Nachtzug. Die Lichtermenge in den Zürichsee-Dörfern winkte ein wehmütig-freudiges Lebewohl, und seltsam düster starrten die Berge am Wallensee. Der Vorarlberg wurde verschlafen; in Innsbruck rieb man sich verträumt die Augen, um von da an mit mehr oder weniger geschärftem Geographinnenblick — das „mehr“ gilt meiner Freundin und Reisegefährtin — die neue Welt in sich hineinzunehmen: Lauf und Gefälle der Flüsse, Richtung und Gesteinsschichten der Bergzüge, natürliche Bewachsung und Bodenkultur, Anlage der Städte und Dörfer, Eigenart der Bewohner etc. etc. Eigentlich hatte ich mir ja das geliebte Land Tirol schöner vorgestellt, abwechslungsreicher. Aber eben: Die Eisenbahnen tun uns nicht den Gefallen, gerade dort hindurchzufahren, wo es am schönsten wäre; und dann sind wir Schweizer halt eine anspruchsvolle Gesellschaft. Wo im Alpenlande nicht blendende Spitzlein rufen, wo nicht Firnelicht leuchtet, da wird's uns nicht heimatlichwohl. Eher schon tut sich das Herz uns auf in der weiten Ebene. Die lassen wir gelten, da schweigen die leidigen Vergleichsmaßstäbe. Ungehindert über endlose Kornfelder zu schweifen, das beruhigt, das sättigt unsern Blick. Und mit neidloser Begeisterung erfüllen uns die Großstädte, sofern eine alte Kultur noch in ihnen lebendig ist. Wien macht uns schon bei der ersten Rundfahrt froh: Eine wundervolle Harmonie von Großzügigkeit und intimen Reizen, imponierend die großen Plätze, der Ring, die Burg, der Stefansdom; aber alles ohne die aufdringliche Protzenhaftigkeit, die uns einstmals in Berlin so abgestoßen. Man spürt: es ist organisch gewachsene Kultur, nicht etwas Aufgepfropftes, es ist Wirklichkeit, nicht Schein. In der Lichtenbergergallerie und in der Akademie stehen wir wieder einmal staunend vor den niederholländischen Meistern, Rubens, Van Dyk, Rembrandt finden sich hier in einer Fülle und Herrlichkeit, wie wir sie nie zuvor gesehen haben. Einen Augenblick steigt es fast schmerzlich in mir auf: Was hat das kleine Holland der Welt an Kunst beschert — und was die ihm in manchen Dingen doch so verwandte Schweiz! Einen Höhepunkt der paar Wienertage bedeutete die „Fledermaus“-Aufführung in der Oper. Als brave Bernerinnen haben wir im allgemeinen nicht gerade viel für Operetten übrig; auch nicht für Ballette. Aber was man da zu hören und zu sehen bekam, das war ganz einfach — berückend. Da kann man nichts als schweigen und seine eigene Erdenschwere und Melodienlosigkeit nachher doppelt schmerzlich empfinden. Rett war dort auch das Zusammentreffen mit einer deutschen Oberstudienrätin, die uns schon am Mittag im Restaurant aufgefallen war. Sie gehört zu dem Frauentyp, den man gegenwärtig überall antrifft. Ein fest konturierter Mensch, aber ganz ohne jene aufdringliche Selbstsicherheit, welche Frauen dieser Art in der Zeit des heftigen Kampfes noch auszeichnete; eine zweckmäßige Gediegenheit in der Kleidung; aufgeschlossen, gescheit und doch mütterlich warm im ganzen Wesen. Wir ließen uns gern von ihrer Arbeit als Schulvorsteherin in einer Provinzstadt und von ihren Beziehungen zu den führenden deutschen Frauen, zu Gertrud Bäumer und Emmy Beckmann, erzählen. Schlägt nicht unsere Frauenbewegung, wie überhaupt jede geistige Bewegung ein unsichtbares Band um alle, die in ihr arbeiten?

An einem schönen Sechmittag fuhren wir im vollgepfropften Motorwagen hinaus nach Schönbrunn. Wir waren dem Führer, der seine erklärende Weisheit auf deutsch und englisch ins Horn tutete, sehr dankbar, daß er nicht nur die Prachtsgebäude des Zentrums hervorhob, sondern auch auf typische Bauten der modernen Außenquartiere hinwies. So sehe ich noch den Lassalle-Hof vor mir, ein Riesengebäude aber ohne kasernenhaften Charakter, eines der siebzig neuen Wohnhäuser, die Wien für seine Armen hat erstellen lassen. Schönbrunn hat uns etwas enttäuscht. Es ist, als ob Seele und Geist vollständig ausgewandert wären aus den vielen Räumen und nichts zurückgeblieben wäre als eine öde, leere Pracht. Wohl schaut man mit ehrfurchtsvollem Staunen etwa die Bilder an, die Maria Theresia inmitten ihrer Kinderschar zeigen; man wirft, dazu aufgefordert, einen Blick auf das Sterbebett von Napoleons Sohn; man betritt den Raum, in dem Karl, der letzte Habsburgerkaiser, abdankte. Aber man empfindet nichts von dem leisen Schauer, den man sonst in Schlössern der Erinnerung erlebt. Wie anders wars in Fontainebleau, wie anders wars in Versailles, an die Stätten gar nicht zu denken, da entschlafene Geistesgröße noch kraftvoll zum Besucher redet.

Dann kam die schwierige Frage: Wie fahren wir weiter, dem alten Stambul, unserem Reiseziele zu? Es gab der Möglichkeiten drei: Die kürzeste, kostspieligste und überschüllichste, das Flugzeug, wurde einen Moment ernsthaft erwogen. Aber als man uns davon abriet, weil es sich um eine nicht recht zuverlässige Gesellschaft handle, die den Betrieb in Händen habe, da beschlossen wir, auch diesmal, wie die Menschen Homers, auf der wohlgegründeten, dauernden Erde zu bleiben. Auch auf die Donaufahrt wurde, etwas schweren Herzens zwar, verzichtet, weil sie viel Zeit in Anspruch genommen hätte und weil wir damit um den Anschluß an unsern Zug gekommen wären. So fuhren wir halt am Mittwochmorgen nach dem Ostbahnhof, erhielten auch die Erlaubnis, sofort den Zug zu besteigen, so daß wir uns in einem der wenigen Coupes, welche die Aufschrift Stambul trugen, häuslich niederlassen konnten; sollte es doch bis Freitagabend unsere Wohn- und Schlafstätte sein. Wer uns damals gesagt hätte, daß, bevor wir die Eisenbahn verließen, in Wien blutige Revolution ausbreche, daß der Justizpalast, den wir eben noch bewundert, ein Opfer der zerstörenden Kräfte, die helle fröhliche Großstadt ein Ort namenlosen Leidens werden sollte!

Der Himmel war grau, als wir abfuhren, eine Tatsache, die man am 13. Juli, mit der Perspektive von sechzig Stunden Eisenbahnfahrt, dem Schicksal als ein Geschenk anrechnet. Angesichts der fruchtbaren Landschaft, durch die wir stundenlang fahren, der wechselnden Getreide-, Mais- und Mohnfelder, der vielen Reben und Obstbäume wollte es uns fast seltsam ungerecht erscheinen, daß wir Schweizer mit unsern hängenden Bergäckerlein die Kinder dieses Landes hatten ernähren müssen. Nach der ersten Zollrevision, also im Ungarland, da ein neuer Schaffner uns mit ritterlichem Bückling als seine Kunden — oder Opfer — begrüßt hatte, änderte sich allmählich das Landschaftsbild: Heideland, Tümpel mit weidenden Herden, hin und wieder ein Ziehbrunnen, dann und wann ein Städtchen mit Magyarentürmen. Zeitweilig döste man noch schlaftrunken zum Fenster hinaus, dann gab man den Kampf auf und lehnte den Kopf aufs Reisekissen, um nach einem halben Stündlein Ruhe die Eroberung der Außenwelt wieder aufzunehmen. Und wenn es halt nichts mehr zu erobern gab, weil immer wieder dieselben Bilder sich zeigten, griff man etwa zum Bäcker, der in seiner rotgebundenen Neuheit neben uns lag, um zu erfahren, was „die gute Gotte Welt“ da im Osten für Gevatterfram für uns enthielt. Man repetierte Konstantinopels vielbewegte Geschichte; man las über byzantinische Kunst und von abenteuerlichen Wanderungen im Innern Kleinasiens. Gegen zwei Uhr fuhren wir in Budapest ein. Warum wir die Stunde Aufenthalt nicht wenigstens zu einer Rundfahrt durch die Stadt benützten, die man sogar in Wien in den höchsten Tönen gepriesen hatte, verstehe ich heute nicht mehr recht. Vielleicht waren wir zu faul, oder wir fürchteten für unser Gepäck oder empfanden dunkel, daß für Konstantinopel-Reisende die ungarische Metropole nicht anziehend genug sei. Wahrscheinlich war auch unter den verschiedenen Geldsorten, die wir in Wien eingewechselt hatten, grad kein ungarisches. So haben wir also nicht viel gesehen, als den mächtigen Bahnhof und die Donau, welche die Grenze der zwei Städte bildet. Aus dem Wagen wurden wir durch einen strub und verwahrlost aussehenden Menschen hinauskomplimentiert, der mit Eimer und Lappen seiner Pflicht nachging. Was er zu uns sagte, könte etwa wie „tischi puschi“. Er hat dann auch energisch die Fenster gescheuert und den Boden gekehrt, und angesichts seines zerlumpten Elends haben wir uns geschämt, ihm kein ungarisches Trinkgeld geben zu können. (Schluß folgt.)

Frau Elise Hauser-Hauser †, Luzern

Am 23. Januar hat der Schweiz. gemeinnützige Frauenverein seine hochverehrte, langjährige Vizepräsidentin, Frau Hauser verloren. Sie war eine Stütze des Vereins, eine jener bevorzugten Persönlichkeiten, denen innere Veranlagung und äußere Verhältnisse völlige Hingabe an gemeinnütziges Wirken gestatten. Darin lag auch das Geheimnis ihrer erfolgreichen Arbeit. In Luzern gab es wohl wenige Werke der Volkswohlfahrt, an denen sie nicht beteiligt war. Die Sektion Luzern des Schweiz. gemeinnützigen Frauenvereins entwickelte sich unter ihrer Leitung zu einer kräftigen, angesehenen und fortschrittlichen Organisation, die immer wieder neue Aufgaben übernimmt. Bei einem der jüngsten Werke der Sektion, bei der Gründung der schönen alkoholfreien Betriebe Hotel „Waldstätterhof“ und Hotel „Krone“ war Frau Hauser Initiantin und sachkundige Beraterin. Die Krippe, die Säuglingsfürsorge, die Liga zur Bekämpfung der Tuberkulose, das Samariterwesen verdanken ihr tatkräftige Förderung. Das Rote Kreuz gab der Dankbarkeit dadurch Ausdruck, indem es sie zum Ehrenmitglied ernannte. Im Schweiz. gemeinnützigen Frauenverein amtete Frau Hauser Jahrzehnte lang als Präsidentin der Kommission für Dienstbotendiplomierung. In dieser Eigenschaft kam sie mit allen Volkskreisen unseres Landes in Berührung. Die „Helden und Heldinnen des Alltags“ fanden in ihr eine warmherzige Beschützerin; mit Liebe führte sie Buch über die Veteranen des Dienstbotenstandes und ehrend gedachte sie alljährlich an den Generalversammlungen des Schweizerischen Vereins der ältesten unter ihnen, die 30, 40 ja sogar 50 Dienstjahre aufzuweisen hatten. Sie war auch die berufene Vertreterin der Schweizerfrauen im Verwaltungsrat der Schweizerischen Carnegie-Stiftung für Lebensretter. Lange Krankheit riß sie aus der Arbeit heraus. Das war bitter für ihren regsamen Geist. Der Tod nahte sich der beinahe 70jährigen als Erlöser. In ihren Werken bleibt ihr Andenken erhalten.

J. M.

Erziehung:

Sind wir großherzige Erzieher?

Als ich letzthin im Matthäus-Kapitel 13 las, da wurden einige Worte besonders lebendig in mir. In den verschiedenen Gleichnissen vom Himmelreich erzählt Jesus auch davon, wie in einem Acker nur guter Same verborgen lag, wie aber in der Nacht der Feind Unkraut zwischen den Weizen säte. „Da nun das Krautwuchs und Frucht brachte, da fand sich auch das Unkraut“.

Vor mir sah ich in der heißen Sommer-Sonne ein weithin sich erstreckendes Weizenfeld. Die Halme bogen sich unter der Schwere der reifenden Frucht. Mitten drin jedoch lachten blutrote Flecken und blaue Punkte. Korn- und Mohnblumen öffneten sich dem Himmelslicht. Sie waren vom Feind gesät.

Da meinten eifrige Menschlein: „Sollen wir nicht das Unkraut ausjäten?“ Jesus aber antwortete: „Nein! auf daß ihr nicht zugleich auch den Weizen mitausraufet, so ihr das Unkraut ausjätet.“

Ist nicht das heranwachsende Kind dem Weizenfeld vergleichbar, darauf reiche Frucht gedeiht und wilde Blumen treiben! Sind nicht Eltern, Erzieher den Eifrigen ähnlich, die das Unkraut zu vertilgen trachten, nicht wissend, daß sie dadurch auch den Weizen gefährden?

Dieses „Nein“, das Jesus sprach, weckte eine tiefe Freude in mir. Ist doch daraus die Großherzigkeit eines „Menschen“ ersichtlich, der weiß, daß seine Ernte doch reich sein wird, wenn er dann auch ein paar Bündlein Unkraut zu verbrennen hat.

Wie oft doch finden wir Eltern, die dieses große „Nein“ nicht erfaßt haben, die laut und leise über ihre Kinder seufzen. Sie sehen nur das Unkraut und nicht den furchtbaren Weizen im Kinde. Sie sehen nur das Böse und glauben nicht an das Gute, das noch in jedem schlummert. In ihrer kurzsichtigen Liebe sind sie mit Eifer stets bemüht, das Unkraut auszutaufen, und sie wissen nicht, daß sie jedesmal vom Weizen mitausreißen. Tagtäglich tadeln, betriteln sie das Kind, um kleiner Dinge willen — wohl in der Meinung, ihm zu nützen. Doch dieses kleinliche immer wiederholte Rügen erstickt im Kinde nur zu oft die spontane Lebenslust. Müdigkeit, sogar Gleichgültigkeit ziehen im Kinderherzen ein. Die Eltern und Erzieher erstaunen dann meistens sehr und sind recht oft ungehalten, daß alles Tadeln je länger je weniger nützt. Sie verstehen nicht, daß sie im Eifer, das Unkraut auszurotten, den Boden für dieses geradezu vorbereiten . . . und wie könnte auch jetzt der Weizen im Kinde gedeihen, da er ja nicht gepflegt, geliebt und gefördert wird . . ., sondern alle Mühe und Arbeit dem Ausjäten des Unkrautes zukommt!

Doch es gibt auch Eltern, die großherzig und weitsichtig sind. Darunter sind sicher auch nicht diejenigen, die in blinder Liebe an ihren Kindern überhaupt keine Mängel sehen — oder den Mut nicht aufbringen zu einem gerechten Tadel — sondern jene großen Menschen, in deren Seele ein tiefes, bejahendes Vertrauen lebt in die Macht des Guten, das alle in sich tragen . . . und ihre Kinder fühlen instinktiv solche Einstellung.

Diese Erzieher wissen auch, daß der Weizen — unsere guten Anlagen — viel Sonne, Licht und Wärme brauchen zum Gedeihen . . . und daß aber, wenn er üppig steht, nicht mehr viel Platz bleibt für buntes Unkraut.

Es ist selbstverständlich, daß nicht stetes Lachen und Frohsein solch großzügige Erziehung begleitet, auch diese Eltern wissen, daß ernstes Mahnen oft Not tut . . . doch sie haben einen weiten, liebenden Blick. Sie wissen, daß trotz des Unkrautes die Ernte reich sein wird . . . und darum können Sie das große Nein sagen.

L. F.

Familienzulagen!

In der „N. Z. Z.“ vom 23. Januar, Nr. 124, beschwert sich ein Postangestellter über die jüngst erfolgte Gehältereinreihung des eidgenössischen Personals bei Anlaß des Inkrafttretens des neuen Beamtengesetzes, namentlich über die Einreihung der Briefträger, Postgehilfen und Telegraphenboten, deren Kategorie durch die Neueinteilung Einbußen bis zu 480 Franken erleidet. Es handelt sich hier nicht darum, zu untersuchen, ob diese Beschwerden an sich gerechtfertigt sind oder nicht, — wir glauben eher das erstere und wir können den vielen dadurch betroffenen Frauen lebhaft nachfühlen, was ihnen eine solche unerwartete Einbuße bedeuten muß bei einem Budget, das sowieso schon gespannt ist —, was uns aber die Feder in die Hand drückt, ist ein Satz aus der ganzen Beschwerde, gegen den wir energisch Front machen müssen. Es heißt da gegen den Schluß: „Der Fall spricht auch für sich, daß z. B. eine Bureaugehilfin bei der Bundesverwaltung in der 23. Besoldungsklasse mehr erhält als ein Briefträger oder Postgehilfe 2. Klasse. Nicht daß wir etwa damit sagen wollten, daß diese Gehilfinnen zuviel hätten, wir dürfen aber betonen, daß wir Männer mit wenigen Ausnahmen für eine Familie zu sorgen haben.“ Das ist wieder das bekannte Argument, daß der Mann darum einen höhern Lohn haben müsse, weil er für eine Familie zu sorgen habe und die Frau nur für sich allein. Wir Frauen wissen nur zu gut, wie ungerecht dieses Argument ist, wie wenig zutreffend. Von den Männern sind längst nicht alle verheiratet — und doch beziehen sie alle den höhern Lohn — und von den Frauen haben sehr viele, viel mehr als man meint, Unterhaltspflichten, sei es für alte Eltern oder für Geschwister. Meist werden solche Pflichten ja eben diesen unverheirateten Frauen überbunden, weil die verheirateten Geschwister für sich und ihre eigenen Familien zu sorgen haben. Also so grob zu generalisieren geht wirklich nicht an und wo man sich über eine Ungerechtigkeit beschwert, sollte man nicht im selben Atemzug eine andere begehen.

Diese Beschwerde zeigt uns aber noch etwas anderes und bestätigt wieder einmal, was wir schon immer gesagt haben und was in unsern Spalten schon oft zur Sprache gekommen ist, Es gibt ein ausgezeichnetes Mittel, um alle diese Ungerechtigkeiten auszugleichen, ein Mittel, für das gerade wir Frauen uns mit allen Kräften einsetzen wollen: Die Familienzulagen. Dem verheirateten Arbeiter, der eine Familie zu versorgen hat, gehört sicher ein diesen Verhältnissen entsprechend größeres Einkommen, aber — dem ledigen Arbeiter, der für keine Familie aufzukommen hat, gehört dann auch entsprechend weniger. Und der unverheirateten verdienenden Frau, wenn sie für erwerbsunfähige Angehörige zu sorgen hat gehört ebenfalls entsprechend mehr und der alleinstehenden erwerbenden Frau entsprechend weniger. Mit diesem Prinzip ist allen geholfen. Warum nur soll der ledige Arbeiter, der nur für sich zu sorgen hat, soviel bekommen, wie wenn er für eine Familie zu sorgen hat, ist das im Grunde nicht eine ungeheure Verschwendung?, eine soziale Ungerechtigkeit? Warum machen die Arbeiter nicht einmal hier Front, anstatt in Bausch und Bogen nur immer die Frauen verkürzen zu wollen? Gewiß, wir geben uns keinen Illusionen hin über die Schwierigkeiten, die dem Prinzip der Familienzulagen entgegenstehen. Schwierigkeiten nicht so sehr materieller Art — das beweisen die Verhältnisse in Frankreich, wo die Familienzulagen in hoher Blüte stehen — als vielmehr psychologischer. Der Gedanke des Leistungslohnes sitzt im Kopfe der Männer — oben und unten — noch so fest, daß die sozialere Auffassung noch keinen Platz daneben hat. Aber wir Frauen werden so oft die Forderung nach den Familienzulagen wiederholen, bis sie endlich in das öffentliche Bewußtsein eingedrungen sein, bis man endlich begriffen haben wird, daß Familienzulagen, daß eine gerechtere Verteilung des nationalen Einkommens nicht nur ein sozialeres, ein gerechteres, sondern vor allem auch ein wirtschaftlicheres Prinzip darstellt, als der bisher geltende Leistungslohn. Man beginne doch einmal hier mit der so vielgepriesenen „Rationalisierung“.

Keine freudigen Augen sehen dem leuchtenden Herbstsegen entgegen, den ein sonnburchglühter Sommer dem ganzen Lande bescheert hat. Fremdländische Schiffer haben den Schrecken der Pest in die Stadt gebracht. Früh haben heuer die Stürme eingesetzt, wider alles Erwarten; die Tage sind naß und kühl geworden. Da hat das grause Gespenst willkommene Beute. Es streckte seine gierigen Hände schon über den Meeresarm in die geängstigte Gegend hinein. Mit der Kraft der Verzweiflung wirft sich Catherine Sévellec für ihre Schutzbefohlenen dem Feind entgegen. Um sich selbst ist ihr nicht bange, das Ringen mit Tod und Verderben hat sie gelernt. Leise, aber erhobenen Hauptes geht sie einher, und unter ihren Händen erleichtern sich die Seufzer der Gequälten, mit wenigen, zuversichtlichen Worten weist sie die Sterbenden in die Helle eines neuen Tages.

Als der Tod die beraubte Stadt verläßt, schleicht der Jammer in Häusern und Gassen umher und eine Mattheit und Armut ohnegleichen umfängt die Zurückgebliebenen. Noch geht Catherine mit ihren Anvertrauten durch die Drangsaal des Winters, helfend und tröstend wie nie zuvor. Aber der Kampf mit dem Tod hat auch ihr verderbliche Narben zurückgelassen, und als der Frühling in Menschen und Tieren ein Ansatmen und frohe Hoffnung zu wecken vermag, da ist es ihr, als müßte sie sich zum Bittgang zu ihres Vaters Hause rüsten. Als Eine, die weiß, daß alles Kommen und Gehen eine Erfüllung in sich trägt, einem höchsten Verfügen untersteht, und daß es gut ist, darauf zu achten. „Mutter Oberin, es fällt mir schwer, den Freudlosen dieses Hauses, denen ich doch zugehöre, solche Kümmernis zu bereiten. Helft mir in Euerer Güte, sie zu mildern.“ „Gehe getrosten Herzens, kleine Gottesmagd, es darf dich nichts halten, noch auch betrüben — du hast uns des Großen und Guten viel gebracht!“ Und die ärmlich Gekleidete nimmt dies Zeugnis als einziges Besitztum dankbar mit zum Gehöfte der Sévellec.

Ueber den Fischerhafen von Brest fährt der Abendwind hin und bläht die Segel eines großen, alten Bootes, das sich nach langem Zuwarten zur Fahrt über den Meerarm anschickt und Catherine aufnehmen will. Sie fahren in die Dämmerung hinein und in zarten Umrissen tritt der Erwartungsvollen die Heimat entgegen. Doch umgeben die Eilende schon Dunkel und Kühle als sie ans Land steigt und den Weg über die schmale, unwirtliche Ebene aufnimmt, der zur gegenüber liegenden Bucht hinführt. Und sie spürt, daß sie nicht mehr die kräftige, wagemutige Catherine von ehedem ist. Dennoch vermeint sie heute einer großen Helle entgegen zu gehen. Und wie ein Erinnern sie Jahre um Jahre rückwärts trägt und das ganze Erleben von damals in ihr erstehen läßt, so glaubt sie zum Ende der Fahrt auf einen Helfer warten zu dürfen, der sie stark und sicher über die Bucht und von dort zum Hause des Vaters hinführen würde. Vergeblich — — — das kleine Boot liegt beschädigt in der Nähe des Ufers und es fehlen die Ruder. Niemand erwartet sie und niemand schaut nach ihr aus — — — und es ermattet die kleine Catherine auf Augenblicke.

Doch seltsam, ihre Kranken und Alten, die sie eben mit Sorgen verlassen, auch alle, denen sie je schon gedient hat, umstehen sie plötzlich. Wortlos, aber liebreich deuten sie auf den Strand, dorthin, wo er flach in den Wasserarm ausholt. Catherine folgt ihrer Weisung. Die flimmernden Sterne möchten sich gerne in der zurücktretenden Flut noch spiegeln, als jenseits der Bucht ein breiter Schatten aufsteigt und sich dem Gestade naht. „Schwebt nicht ein glänzender Stern gleichsam über dem wandelnden Schatten?“ Wie sie größer werden — Schatten und Stern — da erkennt Catherine in maßlosem Erstaunen den großen Christophorus, den Nothelfer derer, die von den Wassern bedrängt sind. „Und das Christuskind trägt er mir zu — — mir, daß ich sehen möchte in meiner Verlassenheit und im Dunkel der Nacht?“

Wie nun Christophorus vor ihr am Ufer steht, fällt das Licht, das vom göttlichen Kinde ausgeht, so hell und stark ihr zu Füßen, daß sie leise erbebend niederschaut: aus dem Sand blitzt ihr Stein auf, im alten rötlichen Glanz, aus der zierlichen Fassung, wie sie zum Kettlein gehört. „Verwahr ihn, Catherine,“ hört sie den Heiligen mahnen, verwahr ihn im Verborgenen und laß ihn nimmer von deinem Herzen kommen. Das Licht des Christuskindes ließ dich dein Kleinod finden. Das ist dir ein Wunder und soll dir ein Wunder bleiben, das dich völlig durchleuchten wird.“

Wie eine Träumende schaut Catherine auf, hängt das unversehrte Geschmeide am Kettlein ein — — und ihr Wesen durchflutet die alte, göttliche Sicherheit. Es nehmen sie ihre Getreuen froh in ihre Mitte. Christophorus schreitet voran, dem jenseitigen Ufer entgegen; zu seinen Seiten weichen diesmal die Wasser zurück und es folgen ihm die Beglückten. Nun verschwinden Schatten und Stern. Sie alle aber scheinen den Weg zum Hause der Sévellec schon lange zu kennen. Und freudig leuchtet es plötzlich aus seinen Fenstern auf: Catherine! dein Vater — ein Gesunder — kommt dir entgegen. Er kennt deine Demut und erschaut das Kleinod, das du als Freie unter deinem dürftigen Mantel birgst!

Nachwort: Mitten im Getriebe, auf dem breiten Hafendamm eines Fischerdorfes, beinahe ein Bild aus einer andern Welt, steht eine altgotische Kapelle. Sie wird nur zur Segnung des Meeres und an den Namenstagen der Heiligen geöffnet. Sonst stehen diese fast vergessen unter geweihten Kreuzen, Fahnen und Schiffchen. Im kleinen frohmütigen Seitenschiff schlummert in kunstlosem Glassarge die kleine Catherine ganz unbekümmert ihrem großen Tage entgegen. Wie eine Erleuchtete soll sie nach dem Erleben ihres Wunders unter den Leuten weiter Gegenden umher gegangen sein. Am liebsten hat sie die Sterbenden in die Nähe der ewigen Wasser gebracht und dann den heiligen Christoph gerufen, damit er im Scheine des Christuslichtes die Seelen hinüber geleite. Darüber sei sie einst selbst auf immer entschlafen, und ihre Anvertrauten sollen sie mit rührender Sorgfalt in den gläsernen Schrein gebettet haben. Törichte Menschenverehrung wollte: daß das Kleinod am Kettlein noch weiter leuchten und die Kraft verborgener Hingebung öffentlich dartun müsse! „Catherine würde dies niemals haben wollen,“ erhob eine ihrer Getreuen als Einwand. Und ungesehen nahm sie eines der feinen Netze, wie sie die Fischer des Nachts über den Masten zum Trocknen aushängen, schnitt aus dem lichtblauen Gewebe ein Stück zum Schleier zurecht und legte ihn sachte über ihre kleine Heilige. Die Jahre haben Mantel und Schleier zu Spinnweb gemacht, nur das goldene Kleinod redet von ewigen Werten.

Still und ehrfürchtig ist es in der kleinen Kapelle mit dem schlanken, offenen Glockenturm. Sonnenfunken, wenn sie sich auf bewegtem Meere schaukeln, fliegen zuweilen als Freudenlichter durch das niedere Fenster des seitlichen Schiffes, brechen sich am Glassarg der Schlummernden und erlöschen im farbigen Dämmer des Innern. In dunkeln und stürmischen Zeiten aber dringt das herzbewegliche Lied der Fluten durch die Mauern: ob es in der geheiligten Stille nicht friedvoll verklingen dürfte?

Und wenn an festlichen Tagen die Pforte der verehrenden Menge sich öffnet und diese sich in kindlicher Neugier zum Schlummerort der kleinen Heiligen vordrängen will, dann tritt Christophorus, der große Nothelfer, vom Sockel, der zur Seite der Nische steht. Und dabei schützt er die sorglos Schlafende und ihre Geschichte mit der seinigen, das heißt mit der Kraft, die er in den Dienst des Herrn Christus gestellt hat.

Zum bekämpften Gemeindehaus-projekte

der Thuner Frauen wird uns von der Schweiz. Stiftung zur Förderung von Gemeindestuben und Gemeindehäusern weiter geschrieben: In Pressemitteilungen aus Thun wird von Seiten der Gasthofbesitzer in Thun Stimmung gemacht gegen das vom dortigen gemeinnützigen Frauenverein geplante Gemeindehaus mit Hotelbetrieb. Es ist nicht unsere Aufgabe, über die Verhältnisse in Thun selbst zu referieren. Immerhin hat sich überall, wo ähnliche Institutionen geschaffen wurden, wie die von den Thuner Frauen beabsichtigte, gezeigt, daß gerade solche Einrichtungen einem bestimmten, weder durch Hotellerie einerseits noch durch Blaukreuzhäuser, Herbergen usw. andrerseits befriedigten Bedürfnis entsprachen. Kaum irgendwo sind dadurch den privaten Betrieben Nachteile erwachsen. Wenn aber ferner verlangt wird, ein solcher Betrieb soll der „Wohltätigkeit" dienen und nicht „Erwerbszwecke" verfolgen, wie das in Zürich, Luzern etc. geschehe, so muß diese Formulierung als durchaus irreführend bezeichnet werden. Erwerbszwecke werden von keinem der in Frage stehenden Etablissemente verfolgt. Vielmehr sind sie alle durch den Zusammenschluß in unserer Schweiz. Stiftung zur Förderung von Gemeindestuben und Gemeindehäusern verpflichtet, gemeinnützig zu arbeiten, d. h. alle allfälligen Erträgnisse wieder für den Betrieb selbst und dessen Verbesserung zu verwenden. Dagegen soll freilich das Wohltätigkeitsprinzip ausgeschlossen werden und zwar gerade mit Rücksicht auf die Hotellerie und deren private Betriebe. Wir kennen eine solche Einrichtung, die vom betr. lokalen Hotelierverein selbst genötigt wurde, keine niedrigen Wohltätigkeitspreise, sondern die ortsüblichen Ansätze aufzustellen. Was also die Gasthofbesitzer befürchten, die Schädigung ihrer Betriebe, würde durch ihre eigene Forderung des Wohltätigkeitscharakters eintreten. Ebenso unbillig ist die Forderung nach einem Zusammengehen mit dem „Blaukreuzhaus, das darnach gar kein Verlangen hat und andrerseits für einen Umbau nach modernen Gesichtspunkten völlig ungeeignet wäre. Daß ein neues Projekt immer auf Opposition eines Teils der Interessierten stoßen wird, dürfte klar sein. Ebenso sehr aber würde die Verwirklichung der vom gemeinn. Frauenverein Thun beabsichtigten Institution von anderer Seite wärmstens begrüßt. Mit dem Hotelbauverbot hat die ganze Frage insofern nicht unbedingt etwas zu tun, als es sich um einen alkoholfreien Betrieb handeln würde und das Bedürfnis nach einem solchen überall an größern Orten mit Leichtigkeit nachgewiesen werden kann.

Wie können wir den Thuner Frauen helfen.

Wie können wir den Thuner Frauen, von denen in No. 3 zu lesen war, helfen, damit sie zum geplanten alkoholfreien Gemeindehaus kommen? Ihr Plan **muß** durchgeführt werden, denn gerade in einer Soldatenstadt wie Thun ist die Errichtung eines solchen Gemeindehauses, in dem sie freier und ungenierter sind als vielleicht im Blaukreuzhotel, ganz besonders wichtig. Wer etwa einige Tage in Thun zubringt, dem muß es ja in die Seele schneiden, zu sehen, wie dort Wirtshaus und gegenüber liegendes Kino mit Musik und Tingeltangel allabendlich Scharen junger Soldaten anziehen, — deren manche gewiß oft viel lieber mit einigen Kameraden bei Kaffee und dem bei den meisten Soldaten doch recht beliebten Kuchen in gemütlichem Lokal den Abend verbrächten, — wenn sie eben ein solches hätten! Fände sich dann noch die gute Gemeindestubenmutter, die das Herz auf dem rechten Fleck hat, wie wir sie ja während der Kriegszeit da und dort hatten, so wäre dies ein Ort, von dem unendlicher Segen und viel Bewahrung ausgehen könnte für all die vielen diensttuenden Soldaten.

Was können wir tun, damit der Wunsch der Thuner Frauen verwirklicht werde? M. F.

Von Diesem und Jenem:

Frauenstimmrecht in Brasilien.

S. F. Den Nachrichten zufolge, die der Weltbund für Frauenstimmrecht direkt aus Rio de Janeiro erhalten hat, verlieh der Gouverneur des Bundesstaates Rio Grande do Norte, Senator Lamartine, soeben den Frauen dieses Staates das polit. Stimmrecht. Senator Lamartine ist schon seit langem einer der treuesten Anhänger des Frauenstimmrechts in Brasilien, und man hofft sehr, daß sein Beispiel von den Gouverneuren anderer Staaten befolgt werde, von denen jedenfalls sechs von zehn auch feministisch gesinnt sind.

Anderseits hat die Idee des Frauenstimmrechts auch auf dem Boden des Bundesstaates Fortschritte gemacht, besonders seit der Wahl des jetzigen Präsidenten, Dr. L. Pereira de Souza. Ein sehr tätiger Frauenverband existiert in Brasilien schon seit längerer Zeit, und das Eindringen der Frau in zahlreiche Berufe (es gibt dort Aerztinnen, Sachwalter, Advokatinnen, Zahnärztinnen, weibliche Ingenieure und Chemiker, Fliegerinnen usw.) trägt dazu bei, eine moderne und aufgeklärte öffentliche Meinung zu bilden. Kürzlich ist Dr. Joana Lopes, eine sehr tüchtige Aerztin und eine der Führerinnen der Frauenbewegung in Brasilien, vom Präsidenten der brasilianischen Republik mit einem verantwortlichen ärztlichen Posten in dem Staatlichen Institut für geistesschwache Frauen betraut worden. Die Wahl fiel auf sie, obwohl sich um den Posten viele männliche Kandidaten beworben hatten.

Ein „offener Brief" an die Männer von einer Kellnerin.

In Folgendem geben wir einen offenen Brief einer Kellnerin wieder, der vor kurzem in einigen Blättern unserer schweizerischen Presse erschienen ist und der so recht den Gegensatz zwischen dem gewöhnlichen Wirtshausbetrieb und unsern „Alkoholfreien" aufzeigt, wie er in der letzten Nummer unter dem Titel „aus einer andern Atmosphäre" geschildert wurde. Wir Frauen können dem Brief nur aus vollem Herzen zustimmen, hat es uns doch schon oft das Blut ins Gesicht getrieben, wenn wir hie und da zusehen mußten, wie die männlichen Gäste mit den Kellnerinnen umgehen — als ob sie „Freiwild" wären, mit dem man sich alles gestatten könnte, ohne auch nur im geringsten daran zu denken, daß diese Mädchen auch ein Schamgefühl haben können wie andere. Wir hoffen, daß diese Stimme bei recht vielen Männern Gehör finden werde und daß sie sich darauf besinnen möchten, auch in einer Kellnerin eine Frau vor sich zu sehen, der man wie jeder andern Anstand schuldig ist.

Ihr Herren der Schöpfung!

Vorerst will ich mich euch vorstellen, denn es ist gut, zu wissen, mit wem man es zu tun hat. Ich heiße Mina und bin Serviertochter in einem „gangbaren Restaurant", wie es in den Verkaufsinseraten so schön heißt. Mein Familienname wird euch nicht interessieren, in der Gaststube und überall bin ich als Mina bekannt und werde so oder Fräulein gerufen. Da ist mein zweiter Name in Verlust geraten; ich beneide aber weder das Fräulein Meyer noch das Fräulein Müller um die schöne Anrede, mit der sie geehrt werden müssen. Ich bin fleißig und freue mich meines Berufes trotz 16 und 17 Stunden täglicher Arbeitszeit mit einem halben Freitag in der Woche und meine Tätigkeit dünkt mich ebenso anregend, wie das Geklapper auf der Schreibmaschine und die Buchhaltung, die ich, so nebenbei, ebenfalls beherrsche. Und das ist gut so, denn ich **muß** servieren. Die Eltern sind tot und ich habe für ein Brüderlein und ein Schwesterlein zu sorgen, die beide noch zur Schule gehen. Ich bin stolz darauf, es tun zu können. Meine dienstfreien Nachmittage verbringe ich in der Gesellschaft meines Bräutigams, eines braven Burschen, der, weil er sonst für zwei schafft, den Nachmittag von seinem Chef frei erhalten hat; dafür muß er den Sonntagvormittag opfern. Wir besuchen dann meine Geschwister an ihrem Pflegeort, der Abend ist unser. Dabei fällt jedoch nie ein loses Wort; wir herzen und küssen uns, wie es der Brauch unter Liebenden; wir gehen, Hand in Hand, durch den duftenden Wald und wir sind glücklich und zufrieden.

Da wir beide verdienen und sparsam sind, könnten wir nun wohl heiraten — dies ist unser Wunsch, den wir bald in Erfüllung gehen sehen möchten. In mir ist aber eine stille Angst vor diesem Schritt und die Ursache dieser Angst seid ihr, liebe Gäste. Ich bin nicht zimperlich, nicht empfindlich oder eine Frömmlerin. Ich fürchte mich nicht vor euch, wenn ihr in unsinniger Trunkenheit Dummheiten macht und blöde dreinblickt. Eure schamlosen Redensarten, eure geistlosen Zoten gehen mir zum einen Ohre hinein, zum andern heraus; den Ekel habe ich überwunden. Eure Schikanen habe ich ertragen gelernt. Aber über eines komme ich nie und nimmer hinweg, über jenes eine, das ich eine schweizerische Nationalunsitte nennen möchte, die es verdient hätte, zur Abschreckung an der Gastgewerbeausstellung in Zürich einen Ehrenplatz zu erhalten mit dem großen Plakat darüber: „Du sollst nicht . . ."

Ihr werdet vielleicht erraten haben, was ich meine. Es ist die vielverbreitete Unsitte — um nicht das richtige Wort dafür, das sich mir in die Feder drängt, zu gebrauchen — einer gänzlich fremden Frau, einem Mädchen, das man vielleicht das erste und das letzte Mal im Leben sieht, den Arm um die Taille zu legen oder sie gar zu betasten, abzugreifen, daß jedes Schamgefühl sich empören muß. Dies geschieht in aller Oeffentlichkeit und mit Selbstverständlichkeit. Die eine Hand gibt das geringe oder gute Trinkgeld, auf das wir leider angewiesen sind und das unsern Lohn ausmacht, während die andere — quasi als Gegenleistung — auf Entdeckungsreisen geht. Pfui! Und sich nicht wehren dürfen! Weil der Wirt sonst sagt, man tauge nicht — zum Servieren!

Ihr Helden! probiert doch ein Gleiches zu tun beim Fräulein Meyer oder bei der Frau Müller, die euch ebenso gut bekannt sind wie wir. Wie kommen gerade wir dazu, uns das gefallen lassen zu müssen, was jede andere Frau verweisen und sich verbitten würde?

Ich wende mich an die arbeitenden Männer, die wissen, was es heißt, sich sein Brot durch Arbeit verdienen zu müssen. Schont das Schamgefühl der Mädchen und nehmt nicht, was man nicht gerne gibt, macht keine ungerechten Unterschiede zwischen dem und jenem Mädchen.

Seid korrekt! Dann dankt euch im Namen Tausender von Kolleginnen, die so denken wie ich,

Eure Mina.

Nüchternheitsunterricht in der Schule.

Verschiedene kantonale Schulbehörden haben sich, angeregt durch die Konferenz der Erziehungsdirektoren in Genf, in letzter Zeit eingehend mit der Frage der Bekämpfung des Alkoholismus durch die Schule beschäftigt. Auf ihre Veranlassung wurden im letzten Jahre in Basel-Stadt Erhebungen über den Alkoholgenuß von Schülern und Schülerinnen durchgeführt. Von den Basler abstinenten Lehrern wurde ein besonderer Fragebogen ausgearbeitet, die Umfrage in den Mädchensekundarschulen Basels fand unter Mitwirkung aller Lehrer und Lehrerinnen am 24. Januar 1927 und an den Knabensekundarschulen am 8. und 9. Februar statt.

Die im Alter von 10—14 Jahren stehenden Kinder (2501 Mädchen und 2650 Knaben) wurden gefragt, ob sie Bier, Wein, Schnaps, Likör in irgend einer Form regelmäßig oder gelegentlich erhalten. Die Antworten fielen weit ungünstiger aus als man erwartet hatte.

Von den 2501 Mädchen erhalten 49 regelmäßig, d. h. mindestens ein Mal in der Woche Bier (2%); 135 Mädchen erhalten Wein (5%), 13 Mädchen erhalten Schnaps oder Likör (½%).

Nur zuweilen, also nicht regelmäßig, erhalten 1133 Mädchen Bier (also 45%), Wein bekommen 1332 (55 Prozent) und Schnaps in irgend einer Form 1004 (40 %).

Von den 2650 Schülern der Knabensekundarschulen bekommen regelmäßig Bier 243 (9%), Wein 323 (12%), Schnaps 45 und 145 erhalten regelmäßig Schnapspralinés.

Nur gelegentlich erhalten 1343 Schüler Bier (50 Prozent), 1125 Wein (42%), 369 Schnaps oder Likör (14%), 1286 Likörpralinés (48%).

Da sechs solcher mit Schnaps gefüllten Schokolade-Bonbons so viel Schnaps enthalten als Schnaps in einem Freiburger Schnapsglas Platz hat, sollten die Kinder vor dem Genuß dieser zweifelhaften Süßigkeiten durchaus gewarnt werden.

Aus den Antworten geht hervor, daß noch sehr viel Eltern nicht wissen, wie schädlich der Alkohol auf die Kinder wirken muß.

Der Nüchternheitsunterricht in der Schule ist also, das ergibt sich auch aus dieser Umfrage zur Genüge, eine dringende Notwendigkeit. Nun versucht gegenwärtig die „Basler Schulausstellung" durch eine Ausstellung Wege zu zeigen, wie die Frage des Nüchternheitsunterrichts in der Schule gelöst und in welcher Weise die Schule ihrer Pflicht, bei der Bekämpfung eines Volksübels mitzuwirken, gerecht werden kann. Im Zusammenhang mit Vorträgen und Lehrproben soll durch die Ausstellung das für den Nüchternheitsunterricht verwendbare Anschauungsmaterial gezeigt werden, daneben liegt alle einschlägige Litteratur über Schule und Alkohol zur Einsicht und zum Kaufe auf. Durch einen Elternabend will die Ausstellung auch an die Eltern gelangen.

Nüchternheitsunterricht in der Schule ist sicher eine sehr wichtige Sache, man wird in der Bekämpfung des Alkohols erst dann wirklich vorwärts kommen, wenn ... liegt alle einschlägige Literatur über Schule und erreicht. Das Vorgehen der „Basler Schulausstellung" verdient daher alle Beachtung auch von außerhalb Basels.

Von Tagungen und Kursen:

Ein Frauentag in der Waadt.

Die Waadtländerinnen werden ihren ersten Frauentag haben! Auf Freitag den 10. Februar hat der Verband der „Unions des Femmes" die waadtländischen Frauenvereine zu Stadt und Land in den Großratssaal nach Lausanne eingeladen, um sich abseits von allem Parteigeist zu finden, sich kennen und verstehen zu lernen und um gemeinsam einige Fragen zu besprechen, die alle interessieren und alle angehen. Frauen- und Familienfragen sollen von Frauen besprochen werden, heißt es in der Einladung.

Der Frauentag beginnt morgens 10 Uhr mit einer Ansprache eines Vertreters der Regierung. Hierauf wird Mlle. Fonjallaz sprechen über „die Aufgabe der Städterin und der Bäuerin in Familie und Gesellschaft", 12.30 Uhr wird ein von den abstinenten Frauen besorgtes gemeinsames Mittagessen im Maison du Peuple die Teilnehmerinnen vereinigen, um 2 Uhr wird dann weiter Mme. Gillabert-Randin die Frauen über die Saffa orientieren — wir wissen, wie sie die Leute zu begeistern versteht — und um 4 Uhr wird ein von den Frauenunionen und den abstinenten Frauen gemeinsam gebotener Tee die Teilnehmerinnen zu einer familiären Reunion mit **Musik und allerhand Darbietungen vereinigen.**

Wir wünschen den Waadtländerinnen für **ihren ersten Frauentag alles gute Gelingen und allen den** Segen, der in so reichem Maße von solchen Zusammenkünften auszustrahlen vermag.

Kantonale Frauentage in Bern, Zürich, St. Gallen, Basel ,Schaffhausen, nun in der Waadt — welches ist der nächste Kanton, der folgt?

Erziehungstag in Neuchâtel.

Der erste Erziehungstag, der in Neuchâtel nach dem Muster der Lausanner Erziehungstage vor einem Jahre stattfand, hat einen derartigen Erfolg gehabt, daß man auch dieses Jahr wieder einen solchen abhalten will. Er ist auf den 4. Februar festgesetzt und steht unter den Auspizien der Kommission für nationale Erziehung des Bundes schweizerischer Frauenvereine, von Pro Juventute und der Société paedagogique romande. Das Leitthema wird sein: Vererbung und Erziehung.

Aus Staatsbürgerkursen.

Wieder hat eine der Unsern in einem Staatsbürgerkurse gesprochen! Frau Vischer-Alioth (Basel) im Staatsbürgerkurs Zürich und zwar über die „Bedeutung der Hausfrau als Konsumentin", ein Thema, über das sich gewiß noch nicht viele junge Staatsbürger den Kopf zerbrochen haben werden. Wie gut, es einmal diesen jungen Leuten klar gemacht zu haben, was Hausfrauenarbeit im Volkswirtschaftsleben eigentlich bedeutet. Das ist auch wieder ein Baustein zur Höherwertung der Hausfrauenarbeit.

Wettbewerb für Handarbeiten aus Schweizerkunstseide.

Die bekannte große Kunstseidenfabrik **Viskose in Emmenbrücke und Widnau** veranstaltet auf die Saffa hin einen Wettbewerb von Handarbeiten, die aus ihrem schönen Material hergestellt sind. Ein großes Komitee von Frauen, unter welchen sich bekannte Namen befinden — wir nennen nur unsere Frau Glättli, Fräulein Trüssel, Frau Dr. Züblin-Spiller, Fräulein Neuenschwander, Frau Dr. Schwyzer, Frau Dr. Sigrist usw. — hat diesem Wettbewerb seine Unterstützung geliehen, sie möchten dadurch mithelfen, einem Schweizerprodukt erster Güte zur weiteren Verbreitung und Bekanntmachung zu verhelfen. Seit vielen Jahren erzeugt die Viskose in Emmenbrücke Handarbeitsgarne aus Kunstseide, die einen wunderschönen Seidenglanz und Seidengriff haben, die Marke „Bertha Regina" hat Weltruf, und ihre vorteilhafte Beschaffenheit, die große Farbenauswahl und die zweckmäßigen Garntypen erlauben die Verarbeitung in allen möglichen Stick-, Strick-, Häkel-, Gabel- etc. Arbeiten.

Die eingegangenen Arbeiten werden durch ein Preisgericht von Fachleuten beurteilt, unter denen sich Lehrerinnen und Leiterinnen der meisten unserer Frauen-Arbeitsschulen befinden, die besten werden prämiert — und zwar stehen dafür 7500 Franken zur Verfügung — und sollen an der Saffa zur Ausstellung kommen. Der Wettbewerb beginnt sofort nach der Veröffentlichung und endet mit dem 30. April 1928. Später eingehende Arbeiten können nicht mehr zur Prämierung zugelassen werden.

Wegweiser.

Bern: Montag den 30. Januar, 20¼ Uhr, im Daheim, Lesezimmer: Vereinigung bernischer Akademikerinnen:

„Frau und Pfarramt"

von Frl. Bachmann und Frl. Aeschbacher, Theologinnen.

Interlaken: Freitag den 27. Januar, 20¼ Uhr, im Sekundarschulhaus: Verein für Frauenbestrebungen. Elternabend:

Der Kampf in der Jugend und um die Jugend

von Frl. Gutknecht, Vikarin, Zürich.

Zürich: Mittwoch den 1. Februar, 20 Uhr, Talstraße 18: Berufsverein für Sozialarbeitende:

Katharina von Siena,

eine mittelalterliche Fürsorgerin.

Vortrag von Frau Ragaz.

Montag den 30. Januar, 17 Uhr, im Lyceumklub, Rämistraße 26:

„Heimarbeit in Skandinavien".

Lichtbildervortrag von Herrn Dr. E. Lauer.

Solothurn: Samstag den 28. Januar, 20¼ Uhr, im Hirschen: Solthurnischer Verein für Frauenbestrebungen:

„Jugendstrafrecht in der Schweiz".

Vortrag von Frl. Dr. Klara Kaiser.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19. Telephon 2513.

Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon: Hottingen 2608.

Cosima Wagner, zu ihrem 80. Geburtstag

Von Adolf Weißmann.

Es klingt ganz unwahrscheinlich (wenn auch tröstlich), daß Cosima Wagner, die Witwe und Erbin Richard Wagners, heute noch lebt: die Zeit, der sie angehört, und die sie mitschaffen half, ist uns so weit entrückt, daß ihre Verkörperung in einem einzelnen Menschen uns wie ein Anachronismus anmutet.

Cosima wurde fünf Jahre nach dem Tode Goethes geboren; wuchs in der Nietzsche-Zeit heran; wurde von diesem phantasievollen Outsider der Philosophie hochgeehrt, als einzige Frau größeren Stils bewundert; von dem bereits an der Grenze des Wahnsinns Stehenden mit den Worten „Ariadne, ich liebe dich! Dyonisos" zu seiner Göttin erhoben. Der er allerdings auch den „Parsifal" zuschob.

Die geistige Macht dieser Frau ergibt sich daraus. Als zweite natürliche Tochter Liszts und der Gräfin d'Agoult geboren, jenseits aller ehelichen Bindungen auferzogen, fühlt sie die Erbschaft von Freiheit, Begabung, Geschmack in sich. Die Frau als Schriftstellerin, mit Schlüsselromanen in die Gesellschaft hineingreifend, spielt ihre große Rolle im Leben der oberen Zehntausend jenes Paris: Cosimas Mutter, mit dem Schriftstellernamen Daniel Stern, tritt zwar gegenüber der größeren George Sand, der eigentümlichsten, unabhängigsten unter den Frauenerscheinungen jener Jahrzehnte, zurück; aber indem sie ihr Leben, wenigstens vorübergehend, mit dem des vergötterten jungen Klavierstürmers Franz Liszt verknüpft, steuert sie doch Wesentlicheres zur Kultur des neunzehnten Jahrhunderts bei. Denn durch diese Verbindung wird der Grund gelegt zu einer Verschwisterung der Nationen in der Kunst, wie wir sie uns heute kaum noch vorstellen können.

In das Leben der jungen Cosima leuchtet 1858 ein Ereignis hinein: Liszt besucht seine Kinder Blandine und Cosima, nicht ohne Berlioz und Richard Wagner mitzubringen. Dieser, 24 Jahre älter als Cosima, prägt sich dem Geist des jungen Mädchens mit der Verlesung seines Entwurfs zu „Siegfrieds Tod" unauslöschlich ein. Der mimisch starke Vorleser Richard Wagner pflegte ja immer zu überwältigen.

Von diesem Augenblick an ist für Cosima, das ätherische, überschlanke Mädchen mit vorspringender Nase, ein edleres Abbild des Vaters, das Ziel uneingestandenermaßen bestimmt. Der Instinkt, dem er Geist zuredet, hat sich für den Mann der Zukunft entschieden. Aber es ist zu bemerken, daß der Dichter, nicht der Musiker, diese Wirkung geübt hatte.

Der weltbürgerliche Bohémien Liszt wendet sich, um die 40, nach Deutschland, nach dem Weimar Goethes. Seine beiden Kinder, Blandine und Cosima, sollen in dem spießbürgerlichen, doch geistigen Berlin deutscher Bildung teilhaftig werden.

Es ist nun interessant zu sehen, wie Cosima, in einer Art des Hellsehens für ihre künftige Sendung, Umwege über unerwünschte Beziehungen macht. Richard Wagner ist für sie vorderhand als Gatte unerreichbar. Sie verbindet sich, in vorbereitender Vernunftehe, die allerdings durch ihr Genie verklärt wird, mit dem, der in der Verehrung für den Meister mit ihr übereinstimmt und seine beste Kraft für ihn einsetzt: Hans von Bülow, Weltbürger der Musik, Mann von scharfem Geist, doch an den Beruf des Klavierlehrers gekettet, sieht in Cosima seine genialste Schülerin, wird aber zugleich von ihrer geistigen Ueberlegenheit in der eigenen Selbstsicherheit erschüttert.

Cosima sieht ihre Träume nicht erfüllt; sie wartet ab, kann auch, obwohl voll innerer Erregung, abwarten, weil in ihr nie der Instinkt den Verstand meistert. Indes macht sie sich zu eignen, was in Kunst, Literatur, Dichtung von Wert ist. Eine besondere Vorliebe für Hebbel ist wahrzunehmen. Sie übersetzt seine „Judith" ins Französische.

Es tut der Größe dieser Frau keinen Abbruch, wenn wir sie als nicht ganz eindeutigen Charakter nehmen. Echtheit und Komödien kreuzen sich in ihr. Auf ihre Sendung zustrebend, hat sie gewiß dem Schicksal mehr als einmal mit fragwürdigen Mitteln nachgeholfen. Sie fürchtete nicht, sich dem großen Vater zeitweilig zu entfremden.

Was zwischen 1860 und 1870 geschehen ist, liegt längst hinter ihr und uns. Geblieben ist das Werk, an dem sie mit beispielloser Tatkraft mitschuf. Daß sie Wagner von München losgelöst, in die Einsamkeit versetzt, dann zum Gott von Bayreuth gemacht hat, ist über allen Zweifel erhaben. Sie lenkte ihn, nicht nur, wenn er seine Lebenserinnerungen diktierte. In Bayreuth selbst wurde sie Königin. Alles geistig Bedeutende, alles Fürstliche verneigte sich vor ihr, da die Kraft ihrer gesellschaftlichen Erziehung völkerbindend, menschenbindend wirkte. Sie wußte alles und alle zum höheren Ruhme Richard Wagners und des Musikdramas, dem sie von Natur gehörte, auch zum eigenen Ruhme so zu wenden, daß ihrer Mittlerarbeit gewiß die Suggestionskraft von Bayreuth wesentlich zu danken ist.

Der kritischer Augenblick des Todes Richard Wagners brachte sie nicht außer Fassung. Nun wurde sie Lenkerin der Festspiele, bildete den musikdramatischen Stil bis zur Einseitigkeit aus, konnte freilich nicht verhindern, daß dieses Bayreuth mehr und mehr außerhalb unserer Zeit steht.

Es ist wie Fügung, daß Cosima Wagner von der Gegenwart, die ihr fern ist, nichts in sich anklingen hört. Sie bleibt ein Wunder von schöpferischer Tatkraft; eine Bildnerin ihres eigenen Schicksals; eine Mitgestalterin verklungener Kultur.

(Literarische Welt).

Von Büchern.

„Schauspieler und Schauspielkunst".

Von Julius Bab.

Mit 32 ganzseitigen Schauspielerportraits. 260 Seiten. Oesterheld und Sportverlag, Berlin W. 15. Preis Mark 6.50, geb. Mark 9.—

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze": Schillers bekanntes Wort ist widerlegt. Eines Tages wird die ganze Schauspielergeneration, die dies Buch füllt, der Vergangenheit angehören; nicht aber der Vergessenheit: davor wird dies Buch sie schützen, Art und Wirkung des Schauspielers ist von Bab festgehalten in Bildern, deren jedes als ein psychologisch-künstlerisches Meisterwerk, eine kleine Dichtung nach dem Leben, selbständiges Interesse genug beansprucht, um sicherlich zu dauern, zugleich aber auch dem Leben, das Modell gestanden hat, die Dauer sichert. Die Feinnervigkeit, mit der hier dem individuellen Sein so und so vieler Künstlerpersönlichkeiten (solcher, deren Fächer und Rollen sich vielfach decken, und deren Leistungen daher der Laie kaum unterscheidet) nachgespürt, die messerscharfe und hauchzarte Präzision, mit der unwiederholbar Eigenstes ans Licht befördert und umrissen wird, dürfte kaum ihresgleichen finden. Schwerlich wird jemand irgend einen der etwa drei Dutzend von Bab behandelten Künstler, auch wenn er ihn nie selbst gesehen hätte, wieder aus seiner Vorstellung verlieren. — In und mit der konkret lebendigen Menschendarstellung wird uns zugleich ein Kolleg über das Wesen der Schauspielkunst an sich gelesen, werden unsere diesbezüglichen Begriffe unvermerkt und auf die genußreichste Art bereichert um eine beträchtliche Menge ästhetischer und historischer Einsichten, die in eben dem Maße objektiv schlagend sind, als sie von ganz persönlicher Prägung ihren besonderen Reiz empfangen.

Keine schlaflosen Nächte mehr,
wenn Sie durch eine

Elchina-Kur

Elixir oder Tabletten Ihre Nerven beruhigen und kräftigen

Orig.-Pack. 3.75, sehr vorteilh. Orig.-Doppelpack. 6.25 i. d. Apoth.

erzeugt prächtiges, üppiges Haar. Es hilft, wo alles andere versagt. Heilt Haarausfall, Schuppen, kahle Stellen, spärlichen Haarwuchs. In ärztl. Gebrauch. Mehrere tausend lobendste Anerkennungen u. Nachbestellungen. **Große Fl. Fr. 3.75. Birkenblutshampon,** der Büchse 30 Cts. **Birkenblutcrème** reg. trock. Haare, p. Dose Fr. 3.— und 5.—. **In Apothek., Drogerien, Coiffeurgesch.** u. durch **Alpenkräuterzentrale am St. Gotthard, Faido.** Verl. Sie Birken**blut**, sonst haben Sie nicht das Richtige!

Es grosses Unglück!

Der Fritzli isch ga Virgo reiche,
Daheime blanget ds Mueti scho,
Jetz het er ds Päckli halt vedorre
Und brüelet zetermordio.
O jeh, du arme Fritzlima,
Es wird dr wohl nid guet ergah!

VIRGO

Virgo-Kaffeesurrogat-Mischung 500 gr. 1.50 - Sykos 0.50 - Tago Cichorien.

Warum „nervös?

Auch Sie

müssen etwas für Ihre Nerven tun! Fürs Sanatorium haben Sie weder Zeit noch Geld. Um so wertvoller wird Ihnen ein Berater sein, der einfache Wege zu gesunden Nerven zeigt.

BEYER-BAND 153

Warum nervös?

Ein Buch für Nervöse und solche, die es nicht werden wollen.

Für Fr. 1.15 überall zu haben, wo nicht, direkt von der **WELTMODE A.-G., Zürich, Seidengasse 14**

Bessere Küche und nicht teurer!

1. Alle Speisen mit Fleischbrühe zubereiten,
2. Alle Fleischbrühe aus OXO Bouillon herstellen.

OXO Bouillon der Cie. Liebig ist mehrfach eingedickte, echte Ochsenfleischbrühe, besser und billiger als selbstgemachte.

Wenn

Sie

Reiseartikel u. Lederwaren

benötigen, so kaufen Sie dieselben im Spezialgeschäft

K. v. HOVEN, BERN
Kramgasse 45

woselbst Ihnen auch die **Reparaturen** kunstgerecht und prompt ausgeführt werden.

Haushaltungsschule St. Gallen

Gegründet vom Schweizerischen gemeinnützigen Frauenverein

Lehrkurs zur Ausbildung von Hausbeamtinnen für Privathaushalt

Kursdauer 1 Jahr — Mindestalter 18 Jahre

Dieser Parallelkurs zum Hausbesamtinnenkurs für Großbetriebe bildet junge Mädchen zu Leiterinnen von guten Privathaushaltungen aus. Er dient auch als hauswirtschaftliche Vorstufe zu sozialen Kursen und Schulen (Fürsorgekurse, Krankenpflegekurse, Vorsteherinnenschule etc.). Nebst dem Angangszeugnis erhalten die Schülerinnen nach absolvierter Prüfung einen Fähigkeitsausweis.
Anmeldetermin 15. März 1928
Beginn Anfang Mai 1928

Prospekte und nähere Auskunft durch die Vorsteherin

Sternackerstrasse 7

Haushaltgewebe aller Art
in Leinen und Halbleinen

Handarbeitsstoffe

Bunte Bauernleinen

für Schürzen (Trachten), Tischdecken, Vorhänge etc. beziehen Sie vorteilhaft durch

J. Peyer, Schleitheim

Bündner. Frauenschule Chur

Am 9. April beginnen:
Sechsmonatiger Haushaltungskurs
Dreimon. Kurse in Weiß- od. Kleidernähen
Hauswirtschaftslehrerinnen-Kurs
Arbeitslehrerinnen-Kurs, 1 Jahr
Prospekte u. Anmeldescheine sind durch die Vorsteherin zu beziehen

„Mene Towels"

echt engl. Damenbinden, der Lieblings-Artikel der englischen Damenwelt und durchlässig, bietet den sichersten Schutz für Kleid und Unterwäsche der Damen auf Reisen und bei Sport, Spiel und Tanz,

Preis per 1/3 Dtzd. Fr. 1.70 per Dtzd. Fr. 3.40. Diskr. Zusendung **Marie Hofmann, Elgg** (Zürich)

Kinder jeden Alters
finden
gute Verpflegung
„Sunneschy", Heiden.

Kinderheim Villa Sole
Lugano-Castagnola

Aufnahme von schwächlichen und erholungsbedürftigen Kindern im Alter von 5-16 Jahren. Sonnige Lage am Monte Bré. Neubau Zentralheizung. — Offene und geschlossene Terrassen. Spielplätze. Erfahrene Kindergärtnerin.

*

Auf Wunsch Schulunterricht. Mässige Preise. Auskunft und Prospekte durch die Leiterin **Schwester Helene Nager,** Lugano-Castagnola.

Für Flecken-

reinigung hat sich die Crème „Propre" seit 25 Jahren vorzüglich bewährt, à Fr. 1.50 Magazine z. Globus Aarau oder durch **Propre Versand Altstätten** (St. Gall.)

Ecole nouvelle ménagère
JONGNY sur Vevey.
Français. Toutes les branches ménagères.

Ihr Wohlbehagen
sichern Ihnen
Pfister-Möbel
Möbel-Pfister A.-G., Bern
Ecke Bubenbergplatz, Schanzenstrasse

Frauen und Töchter!!!

WETTBEWERB

in Handarbeiten mit

Bertha Regina Kunstseide

Fr. 7500.— in Barpreisen

Verlangen Sie Prospekte
in Broderie- und Merceriegeschäften, oder bei

G. KIEFER & Co A.-G., BASEL